

Leben am Existenzlimit

Biel Margrit Mirza hat ihr Leben lang gearbeitet. Heute lebt die 74-Jährige unter dem Existenzminimum. Die Geschichte einer Frau, deren Schicksal

Jana Tólos

Wenn Margrit Mirza auf die Strasse tritt, sitzt alles. Der Haarknoten im Nacken, das Stirnband über den Ohren, der rote Lippenstift. Niemals würde sie ungepflegt das Haus verlassen, «sich gehen lassen», wie das andere in ihrem Alter täten. «Ich habe meinen Stolz», sagt sie. Der Rücken gerade, die Schritte bestimmt, den Blick nach vorn gerichtet.

Stolz. Das ist es, was die Leute sehen. Beim Einkauf in der Migros oder im Centre Boujean. Beim Spaziergang an der Schüss oder an der Bushaltestelle, wenn sie für Besorgungen in die Stadt muss. Eine Frau erhobenen Hauptes, eingehüllt in einen teuer aussehenden dunklen Mantel mit Leopardenmuster, das passende Halstuch dazu.

«Die denken, der gehts gut, die hat doch alles», sagt sie und streicht sich eine graue Strähne aus dem Gesicht. Doch niemand sieht die Frau, die abends die Tür wieder hinter sich zuzieht. Das Stirnband vom Kopf löst, den Mantel ablegt. Sich einen Stoffbaren in die Magengrube drückt, um dieses Gefühl loszuwerden. Das Gefühl, die Kontrolle zu verlieren. Die Angst davor, die nächste Rechnung nicht bezahlen zu können. Nicht zu wissen, wie lange das Geld diesmal reicht.

«Ein Armutszeugnis für unser Land»

Geld. Es beschäftigt Mirza heute mehr, als je zuvor in ihrem Leben. «Die ganze Zeit über habe ich gearbeitet», sagt sie. Es ist Ende Oktober, ein sonniger Donnerstagnachmittag. Sie sitzt in der Stube ihrer Dachwohnung. 25 Grad, gedämpftes Licht. Es riecht nach ätherischen Ölen und Räucherstäbchen.

Gekrampft habe sie. Nicht 40 oder 50, nein 100, wenn nicht gar 120 Prozent. Besonders in der Zeit, als sie in Zürich Schwamendingen ihr eigenes Schneideratelier führte. «Es war streng», sagt sie. «Aber ich habe genug verdient. Ich konnte mir alles leisten, was ich brauchte.» Heute, mit 74 Jahren, lebt Mirza unter dem Existenzminimum. 800 Franken bleiben ihr im Monat, um Essen zu kaufen, Medikamente, Kosmetikartikel oder ein Paar Schuhe. Die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) rechnet mit einem Grundbedarf von 986 Franken pro Einzelpersonenhaushalt.

Mirza schüttelt den Kopf. «Ich habe immer geglaubt, wenn ich pensioniert bin, komme ich zurück in die Westschweiz und lasse es mir gut gehen. Und jetzt?» Sie verwirft die Hände. «Jetzt geht es mir «schissig! Es ist eine Schande. Ein Armutszeugnis für unser Land.»

Geblichen sind 2700 Franken

Armut. Ein Thema, das in der Schweiz nur selten zur Sprache kommt, besonders wenn sie alte Menschen betrifft. Doch Mirza ist nicht die einzige, die seit der Pensionierung um ihre Existenz kämpft. Beinahe ein Fünftel aller AHV- und IV-Bezüger ist auf die Hilfe des Staats angewiesen, wie eine Studie von 2014 des Bundesamts für Statistik zeigt. Etwa die Hälfte davon kann selbst mit Ergänzungsleistungen (EL) nur für das Nötigste aufkommen.

So auch Mirza. Reserven hat die gelernte Schneiderin schon lange keine mehr. «Nach meiner Pensionierung hiess es: Sie haben ja noch Vermögen, Frau Mirza. Geben Sie erst einmal einen Teil davon aus, danach bekommen Sie dann EL.»

Sie schnauft verächtlich. Am Ende habe sie alles aufgebraucht. Das Erbe der Eltern. Das Geld aus der Pensionskasse. Das Ersparte. Geblichen sind ihr 1950 Franken AHV-Rente pro Monat und 750 Franken EL für die Miete. Und das, obwohl ihre Zweizimmerwohnung 1200 Franken kostet. «Klar, ich hätte heute vielleicht ein wenig mehr, hätte ich mir damals nicht die Pensionskasse auszahlen lassen», gibt sie zu. Doch sie habe das Geld gebraucht, als sie vor 17 Jahren von Zürich nach Biel zurückkam. Um neue Möbel zu kaufen.

«Ich dachte, wenn ich pensioniert bin, lasse ich es mir gut gehen. Und jetzt? Jetzt geht es mir «schissig!»

Margrit Mirza, Rentnerin

Eine Wohnung zu suchen. Umzuziehen. «Ich habe normal gelebt», sagt sie. Nie über die Stränge geschlagen. «Und jetzt soll ich mit 2700 Franken auskommen? Das reicht doch nirgends hin!» Selbst wenn sie damit keine Steuern mehr zahlen müsse.

«Entscheidend sind die Schicksale»

2700 Franken. «Bei Menschen in ihrem Alter ist ein solches Gehalt nicht selten», sagt Renate Jöbstl, Sozialarbeiterin bei der Pro Senectute Biel-Seeland. Entscheidend seien die Schicksale, die Lebensgeschichten. «Sie allein entscheiden darüber, wie viel Geld ihnen im Alter bleibt.»

Viele, die heute eine kleine Rente haben, seien früher zum Beispiel Arbeiter gewesen. Solche mit kleinem Lohn und meist ohne Pensionskasse. Andere, vor allem Frauen, hätten nur wenig gearbeitet, seien früh verwitwet oder wurden geschieden. Letzteres trifft auch auf Mirza zu.

Zweimal war sie verheiratet. Zweimal liess sie sich scheiden. Geld hat sie bis heute von keinem der beiden Männer gesehen, obwohl sie mit Ersterem sogar einen Sohn hat. «Damals war mir das egal», sagt sie. «Ich wusste ja nicht, was das später für mich bedeutet.» Also unternahm sie nichts. Und der Mann setzte sich ins Ausland ab. Sie selbst zog nach Biel, um Geld für sich und ihren Sohn zu verdienen, den sie bei ihren Eltern in Täuffelen liess.

«Ich hatte Glück», sagt Mirza. Sie habe immer gleich Arbeit gefunden. In Lausanne bei C&A. In Basel bei Jelmoli. In Zürich machte sie eine Umschulung an der Handelsschule Oerlikon und arbeitete während drei Jahren in einer Bank, später auch für einen renommierten Zürcher Wirtschaftsanwalt. In den 80er-Jahren schaffte sie es gar bis an die Bahnhofstrasse, in die Boutique Weinberg. Dort durfte sie manchmal auch im Verkauf arbeiten, «weil die Chefs meinten, so ein hübsches Fräulein dürfe man doch nicht hinten im Atelier verstecken».

Mirza grinst verlegen. Sogar als Model habe man sie einmal engagiert. «Die wollten mich vor allem wegen meiner schönen, langen, braunen Haare», sagt sie, steht auf und geht in die Küche. Dort zieht sie einen vergilbten Zeitungsausschnitt aus einem durchsichtigen Mäppli. Es lag bereits griffbereit auf dem Küchentisch.

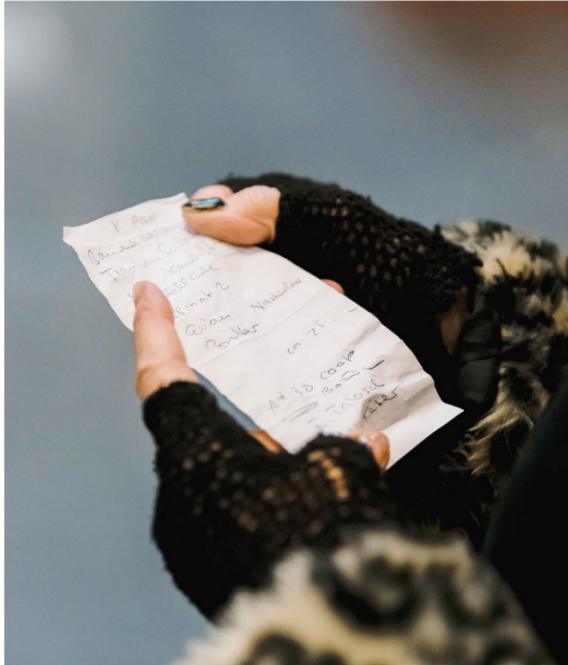
Nach Strich und Faden betrogen

«Et voilà», sagt sie als sie zurückkommt und faltet das Papier auseinander. Das Bild darauf zeigt sie als junge Frau in einem roten Kleid und einem Glas Champagner in der Hand. Zu ihrer Rechten steht ein Mann mit Zylinder und Girlanden um den Kopf. Es ist die Werbung für den Champagner «Pommery» zu Silvester 1975 in der Neuenburger Zeitung «L'Express». «Die Arbeit im Verkauf und als Model brachte mir damals ein paar 100 Franken zusätzlich ein», sagt Mirza und faltet das Zeitungspapier wieder zusammen. Verdient habe sie so zwischen 3000 und 4000 Franken im Monat.

4000 Franken. Damals mag das für ein anständiges Leben einer alleinerziehenden Mutter gereicht haben. Wenn man bedenkt, dass meist nicht einmal die Hälfte des ursprünglichen Lohns als AHV-Rente ausbezahlt wird, ist es jedoch nichts. Und Mirzas Lebensgeschichte nahm noch so einige ungünstige Wendungen.

Ab 50 musste sie eine Teil-IV beziehen. «Die zweite Scheidung», erklärt sie und

Ende des Monats muss sich Margrit Mirza jeden Rappen genau einteilen. 20 Franken darf sie dann pro Tag maximal für Essen, Haushaltswaren und Pflegeprodukte ausgeben. Jeder Einkauf wird damit zur Herausforderung. Bilder: Matthias Käser



«Ich habe immer normal gelebt. Und jetzt soll ich mit 2700 Franken auskommen?»

nestelt an ihrem Zopf herum, die habe sie damals den letzten Nerv gekostet. Der Mann, «ein Filou», wie sie ihn nennt, habe sie nach Strich und Faden betrogen. Um Geld, aber auch mit anderen Frauen. «Als ich ihm dann auf die Schliche kam, wollte er mich nicht gehen lassen», sagt sie. Ständig habe er sie angerufen, sie angefleht, zu ihm zurückzukommen. Sie stösst einen lauten Seufzer aus. Vier Jahre habe es gedauert, bis die Scheidung endlich vollzogen war. «Am Ende war ich ein einziges Wrack. Ich konnte kaum mehr arbeiten.»

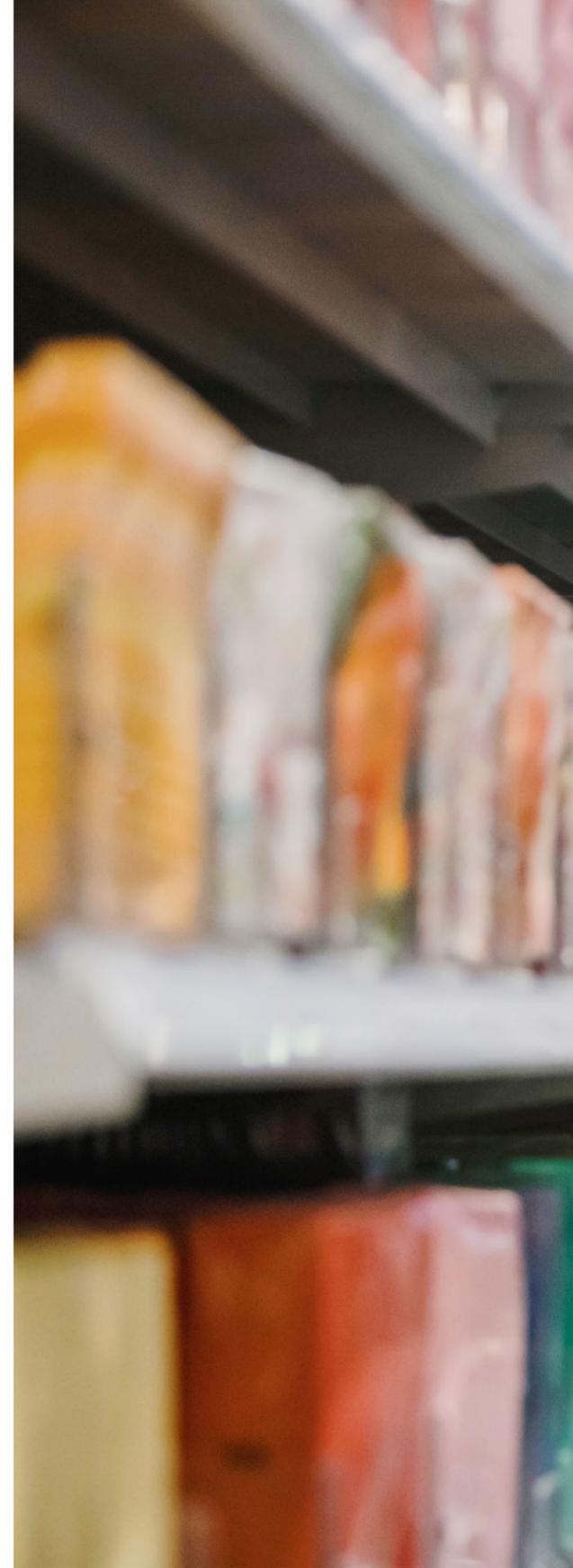
Im Spital riet man ihr, besser auf sich zu achten. Also habe sie es sein lassen mit den Männern und versucht, noch einmal von vorne anzufangen. «Mein Vater hat immer zu mir gesagt: Margrit, das Wichtigste ist, dass du etwas Anständiges lernst. Etwas, womit du später selbstständig sein kannst. Du weisst nie, was im Leben auf dich zu-

kommt.» Diese Worte habe sie sich zu Herzen genommen. «Ich sagte mir: Jetzt erst recht, jetzt erfüllst du dir deinen Traum.» Also eröffnete sie ihr eigenes Schneideratelier. In einer Zwei-Zimmer-Wohnung in Zürich-Schwamendingen.

Das Geld reicht bis zum 25.

Schwamendingen. Eine Zeit, an die sich Mirza heute gerne zurückerinnert. Zehn Jahre lang hat sie dort ihr Atelier geführt und trotz Teil-IV einen guten Kundestamm aufgebaut. «Viele Kundinnen von früher wollten ihre Kleider weiterhin bei mir ändern lassen», sagt sie stolz. Die Aufträge seien wie von alleine reingekommen. «Und einmal hat jemand sogar einen Zeitungsbericht über mich verfasst!»

Erneut steht sie auf, geht in die Küche und greift in das durchsichtige Mäppli. Wieder kommt vergilbtes Zeitungspapier zum Vorschein. Mirza hält es ins Licht



in der Schweiz keine Seltenheit ist. Und die sich damit nicht abfinden will.



«Nach der Scheidung war ich ein einziges Wrack. Ich konnte kaum mehr arbeiten.»



Gerade für einen Einpersonenhaushalt ist es oft schwierig, günstig Essen einzukaufen.

«Geld ist für fast alles eine Voraussetzung. Ich kenne einige, die deswegen nicht mehr aus dem Haus gehen.»

einer der unzähligen Lampen in ihrer Wohnung und kommt mit einem Lächeln auf den Lippen zurück. Sie tippt auf das Bild. Es zeigt eine Frau, um die 55. Hochgestecktes Haar, roter Lippenstift. Das Gesicht faltenlos, der Pullover – wie könnte es anders sein – im Leopardmuster. «Ja, das war eine schöne Zeit», sagt sie gedankenversunken und legt den Zeitungsausschnitt auf den Beistelltisch vor dem Sofa. Damals habe sie ihren Traum gelebt und trotz Teil-IV ein gutes Leben geführt. «Ich hatte genug, um normal zu leben. Ich musste mich nicht einschränken.»

Angst, um Hilfe zu bitten

Einschränken. Das gehört mittlerweile zu Mirzas Alltag, sei es beim Einkaufen, beim Spazieren oder schon nur auf dem Weg in

Fortsetzung auf Seite 4



Wie so viele in der Schweiz, schämte sich Mirza lange für ihre Situation. Erst als ihr mit 64 das Geld ausging, holte sie sich Hilfe bei der Pro Senectute. «Heute wüsste ich nicht, wie ich es ohne sie schaffen sollte», sagt sie.

Fortsetzung von Seite 3

die Stadt. «Beinahe für alles, was man tut, ist Geld eine Voraussetzung, ob man es nun hat oder nicht. Und ich kenne einige, die deswegen nicht mehr aus dem Haus gehen», sagt sie und schüttelt den Kopf. Lläuft alles normal, reicht ihr das Geld gerade so bis zum 25. des Monats. Danach müsse sie jedes «Füfi» umdrehen, denn die Rente wird erst am 7. wieder ausbezahlt.

«Hätte ich nicht noch die 100 Franken der Pro Senectute, ich wüsste nicht, wie ich es schaffen sollte.» Die Institution war damals ihre letzte Anlaufstelle, als ihr mit 64 das Geld ausging. «Es war schlimm. Von einem Tag auf den anderen hatte ich plötzlich nichts mehr», sagt Mirza. Eine Situation, die ihre Beraterin Renate Jöbstl aus ihren 26 Jahren bei der Pro Senectute nur allzu gut kennt.

«Viele Leute kommen wirklich erst zu uns, wenn gar nichts mehr geht», sagt sie. Zum Beispiel, wenn sie eine neue Brille brauchen, ein Busabonnement oder eine Matratze. «Das Problem ist, dass sie sich schämen. Dass sie sich nicht trauen, zu sagen, dass sie Hilfe brauchen», sagt sie.

Mirza blickt auf. Es ist Dienstagmorgen, sie sitzt in Jöbstls Büro am Tisch gegenüber. Der Mantel über dem Stuhl, das Stirnband über den Ohren. Um den Hals trägt sie einen pinken Schal mit Leopardendruck. «Ich habe mich auch geschämt», sagt sie, der Rücken gerade, die Stimme bestimmt, den Blick nach vorn gerichtet.

Hilfe, wo anderes nicht mehr greift

Scham. Sie ist in der Schweiz omnipräsent, gerade wenn es um Geld und den eigenen Wohlstand geht. Nur ein Bruchteil der von Altersarmut Betroffenen meldet sich bei einer amtlichen Stelle,

einer Hilfsorganisation oder bei der Pro Senectute. «Wie hoch die Zahl der Betroffenen tatsächlich ist, lässt sich so nur schwer feststellen», sagt Renate Jöbstl. Und in Biel und Umgebung sei die Zahl der bekannten Fälle bereits verhältnismässig hoch.

Margrit Mirza hat ihre Scham überwunden. «Und ich würde es auch jedem anderen empfehlen», sagt sie. Klar, lösen könne die Pro Senectute ihre Probleme nicht. Doch hier bekomme sie die Hilfe, die ihr andere Stellen nicht bieten könnten. Zum Beispiel für die Akupunktur-Therapie, die sie alle fünf Wochen in Anspruch nimmt. «Mein Rücken», erklärt sie und fasst sich unwillkürlich ins Kreuz. Vor zwölf Jahren wurde sie auf einem Fussgängerstreifen von einem Auto angefahren.

Die Spitex, die seither einmal in der Woche vorbeikommt, wird zwar von der Versicherung bezahlt. Für die Heilung jedoch wollte niemand aufkommen, besonders weil Mirza nicht auf Medikamente, sondern auf Alternativmedizin setzt. «Gerade in solchen Fällen springt die Pro Senectute in die Bresche», sagt Jöbstl. Sie zahle auch dort, wo Krankenkassen und Versicherungen nicht können. Sei dies für nicht anerkannte Therapien oder für grössere Anschaffungen, wie etwa ein neues Bett, das schnell mal über 1500 Franken kostet.

«Wir finanzieren hier keinen Luxus», betont Jöbstl. «Aber wir versuchen, die Menschen mit Dingen zu unterstützen, mit denen sie weiterhin am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können.» Für die einen sei das ein GA, um Freunde und Verwandte zu besuchen. Für andere sei es ein Haustier, Ferien, oder schon nur die Chance, einmal im Monat auswärts essen zu gehen. «Für mich ist es die Gesundheit», sagt Mirza. Die

«Viele Leute kommen erst zu uns, wenn wirklich gar nichts mehr geht.»

Renate Jöbstl, Sozialarbeiterin bei der Pro Senectute Biel-Seeland

Möglichkeit aktiv zu bleiben, raus zu gehen, frei zu sein.

Armut – eine Empfindungssache?

Frei sein. Mirza wünscht sich im Moment nichts sehnlicher. Dank der Pro Senectute ist sie diesem Ziel in den letzten Jahren zwar einen Schritt näher gekommen. Doch auch deren Mittel wurden in den letzten Jahren immer wieder gekürzt. «Früher bekamen wir noch 200 Franken mehr im Monat», erinnert sie sich. Für die Miete, für Lebensmittel, ja sogar um auswärts essen zu gehen.

«Früher gab es mehr, das stimmt», sagt Jöbstl. Doch das Budget reiche immer noch aus, um den Menschen angemessen helfen zu können. «Armut bedeutet nicht für alle dasselbe. Es ist eine Empfindungssache.» So gebe es Menschen, die störe es nicht, dass sie auswärts keinen Kaffee trinken, nicht ins Kino oder an ein Konzert können. «Meistens sind das Menschen, die auch vorher im Leben nicht viel Geld hatten.»

Doch Mirza stört es. Für sie war der Unterschied gross, als sie plötzlich keinen Lohn, sondern nur noch die Rente ausbezahlt bekam. «Es war wie ein tiefer Fall», sagt sie. Eine Situation, mit der sie vorerst nicht zurechtzukommen glaubte. «Wissen Sie, ich komme nicht aus einer armen Familie. Ich bin eine Laubscher!» Eine Nachfahrin der holländischen Einwanderer, die damals in Täuffelen die Laubscher Präzision AG gegründet haben. «Meine Familie war wohlhabend. Geld war nie ein Problem bei uns. Und jetzt? Jetzt nage ich am Hungertuch!» Sie haut mit der flachen Hand auf den Tisch.

«Wenigstens ein bisschen mehr»

Am Hungertuch nagen. So nennt Mirza es, wenn sie sich nach dem 25. die Reserven einteilen muss. Maximal 20 Franken darf

sie dann am Tag ausgeben. «Manchmal geht das nicht», sagt sie. «Ich kann nicht immer das Günstigste kaufen, mein Magen verträgt das nicht.» Mit zackigen Schritten geht sie über den Fussgängerstreifen. Mittlerweile ist es Nachmittag geworden.

«Wenn ich mir eines wünschen könnte, dann, dass die Alten wenigstens ein bisschen mehr haben. Und seien es auch nur 300 Franken», sagt sie und schreitet weiter den Weg der Schüss entlang. «Einfach, dass wir normal leben können. Das muss doch drin liegen!» Jetzt bleibt sie auf einer Brücke stehen. «Es zerrt an einem, wissen Sie.» Sie hält sich für einen kurzen Moment am Geländer fest. «Manchmal halte ich es kaum mehr aus.» Unter ihr plätschert gemächlich der Fluss dahin.

«Ich mag dieses Geräusch», sagt sie plötzlich. Es spende ihr Kraft, genau wie alles andere in der Natur, wenn sie sich mal wieder schwach und hilflos fühle. «Dann gehe ich in den Wald und hole mir die Kraft der Bäume. Wollen Sie mal sehen?» Sie geht auf den nächsten Baum zu und greift mit den Armen um den Stamm. Einen kurzen Moment verharrt sie in dieser Position, schliesst für ein paar Sekunden die Augen. Dann löst sie sich, richtet sich auf und geht weiter. Vorbei an den Bäumen, vorbei an den Häusern, vorbei an dem Fluss, dessen Plätschern sie so gern hört. Erst vor dem Hauseingang bleibt sie stehen und wirft einen letzten Blick auf die Strasse. Dann zieht sie die Haustür hinter sich zu.

Eine Multimedia-Reportage mit Videointerviews und Bildstrecken finden Sie unter www.bielertagblatt.atavist.com/leben-am-existenzlimit

Dieses Porträt wurde als Diplomarbeit an der Schweizer Journalistenschule MAZ verfasst.